

**Dietmar Goltschnigg**  
Universität Graz, Institut für Germanistik  
Österreich

**DIE AKTUALISIERUNG VON ROBERT MUSILS  
„KAKANIEN“ (ALTÖSTERREICH)  
IM HEUTIGEN (MITTEL- UND SÜDOST) EUROPÄISCHEN KONTEXT**

**Resources of Danubian Region:  
the Possibility of Cooperation and Utilization**

**Editors**  
Luka Č. Popović  
Melita Vidaković  
Djordje S. Kostić

**Belgrade  
Humboldt-Club Serbien  
2013**

ISBN 978-86-916771-1-4

Donau

Dunaj

Duna



ab

Dunărea

## Donau

**Abstract.** Der Beitrag ruft die nostalgische Utopie „Kakaniens“ aus Robert Musils Roman „Der Mann ohne Eigenschaften“ in Erinnerung und erörtert die Frage nach ihrem Modellcharakter im Zuge der gegenwärtigen Südosterweiterung der Europäischen Union.

Vor dem Ersten Weltkrieg war die habsburgische Donaumonarchie mit einer Fläche von ca. 677.000 km<sup>2</sup> nach Russland der zweitgrößte und mit einer Einwohnerzahl von ca. 53 Millionen nach Russland und dem Deutschen Reich der drittgrößte Staat Europas. Er umfasste die Territorien der heutigen Staaten Österreich, Ungarn, Tschechien, Slowakei, Slowenien, Kroatien, Bosnien und Herzegowina sowie Teile des heutigen Rumänien, Montenegro, Polen, der Ukraine, Italien und Serbien. Im Jahre 1918, nach dem Weltkrieg, zerfiel die Donaumonarchie in eine Reihe von Staaten, darunter als kleinster die Erste Republik Österreich, deren Flächenausmaß sich mit jenem der 1945, nach dem Zweiten Weltkrieg, wiedererstandenen Zweiten Republik deckt. Am 12. November 1918 wurde die Republik „Deutschösterreich“ ausgerufen. Das Präfix „Deutsch“ musste postwendend auf Anordnung der Siegermächte gestrichen werden. Bemerkenswert, lehrreich und tröstlich mag für viele heute neuerstandene Kleinstaaten die historische Tatsache sein, dass die weitaus überwiegende Mehrheit der damaligen Sozialökonomien die Erste Republik Österreich wirtschaftlich für nicht überlebensfähig hielt. Heute zählt Österreich, gemessen am Pro-Kopf-Einkommen, zu den reichsten Staaten der Welt.

Mit dem Zerfall der multinationalen und multikulturellen Donaumonarchie nach dem Ersten Weltkrieg lässt sich fast hundert Jahre später der Zerfall des ebenfalls multinationalen und multikulturellen Jugoslawien infolge der zeitlich und räumlich ausgedehntesten und opferreichsten Kriege in Europa nach dem Zweiten Weltkrieg vergleichen.

Am 4. Juli 2011 verstarb im 98. Lebensjahr Otto von Habsburg, der älteste Sohn des letzten österreichischen Kaisers Karl I. und der Enkelsohn des legendären Kaisers Franz Joseph, der 1916, mitten im Ersten Weltkrieg, im 87. Lebensjahr verschieden war. Die feierliche Bestattung der Gebeine Otto von Habsburgs in der Wiener Kapuzinergruft und die ebenso feierliche Beisetzung der Urne mit seinem Herzen in der Benediktinerabtei Pannonhalma 50 km westlich von Budapest riefen in weiten Teilen der österreichischen (und wohl auch ungarischen) Bevölkerung nostalgische Reminiszenzen an die untergegangene Donaumonarchie hervor. Franz Joseph war in der 800jährigen Geschichte der Habsburger der am längsten (68 Jahre, 1848-1916) herrschende Kaiser und der Erste seines Namens („Franz Joseph der Erste“), während sein Enkelsohn als gleichsam „Otto der Letzte“, d. h. als „Letzter“ der habsburgischen Kaiserdynastie, zu Grabe getragen wurde.

In der Zweiten Republik Österreich fand der Tod eines Politikers und Staatsmannes ein derart überwältigendes Medienecho. Die minutiös inszenierte Verabschiedung Otto von Habsburgs mit einem das Publikum zu Tränen rührenden Trauerzug durch die Wiener Innenstadt wurde einträglich vermarktet. Der touristische Gewinn soll etwa 30 Millionen Euro betragen haben.

Für wirkungsgeschichtlich orientierte Literaturwissenschaftler ist die quasi kaiserliche Bestattungszeremonie jedoch aus einem anderen Grund von größerem Interesse. Denn mit dem Hinscheiden Otto von Habsburgs war nicht nur die glorifizierte, nach dem Ersten Weltkrieg untergegangene Donaumonarchie wieder ins Blickfeld der österreichischen und ungarischen Öffentlichkeit gerückt, sondern auch der literarisch faszinierendste Abgesang auf dieses Reich in Robert Musils monumentalem Romanfragment *Der Mann ohne Eigenschaften*. Dessen zentrales Kapitel unter der Überschrift *Kakanien* wurde in manchen österreichischen Zeitungen zitiert, ja sogar zur Gänze wiederabgedruckt. Von allen Romanen der klassischen Moderne Österreichs bietet Musils *Mann ohne Eigenschaften* die umfassendste, ironisch-satirische Darstellung und konstruktiv-kritische Analyse der habsburgischen und mit ihr der mittel-, ja der gesamteuropäischen Moderne vor dem Ersten Weltkrieg. Eine am Ende des zweiten Jahrtausends durchgeführte repräsentative Umfrage unter namhaften Schriftstellern, Kritikern und Literaturwissenschaftlern nach dem international bedeutendsten deutschsprachigen Roman des 20. Jahrhunderts ergab folgende Rangordnung: An dritter Stelle wurde Thomas Manns *Zauberberg* gereiht (keine Überraschung), an zweiter Franz Kafkas *Proceß* (noch weniger eine Überraschung), an erster Stelle jedoch Musils *Mann ohne Eigenschaften*, zweifellos eine nicht geringe Sensation, zählt dieses Werk doch (nicht zuletzt wegen seines enormen Umfangs von ca. 2.000 Druckseiten) noch immer zu den zwar meistzitierten, aber am wenigsten gelesenen Klassikern der Moderne.

„Kakanien“ – dieser schillernde, nostalgische und zugleich utopische Name, den Musil dem untergegangenen, komplizierten Staatsgebilde der k. u. k. Monarchie verliehen hat, das heißt der kaiserlich-königlichen, österreichisch-ungarischen Doppelmonarchie, dieses Kakanien ist in der literarischen Öffentlichkeit nicht nur Österreichs längst zum geflügelten Begriff geworden. Er gilt als klassisch-moderne Signatur für das mitteleuropäische Spannungsfeld von Literatur und Politik auch im verallgemeinernden Ausgriff auf die Zukunft bis in unsere unmittelbare mitteleuropäische Gegenwart. Demgemäß heißt es in einer Arbeitsnotiz Musils: „Österr.[eich] als besonders deutlicher Fall der modernen Welt.“

In Musils Kakanien spiegeln sich die geographischen und politischen, die gesellschaftlichen, kulturellen und wissenschaftlichen Gegebenheiten des Habsburgerreiches in grandioser Formulierung exemplarisch wider. Die „konstruktiv-ironische“ Quintessenz lautet, dass die Donaumonarchie zwar an allen großen Errungenschaften des modernen Zeitalters partizipiere, aber sich auf keinem Gebiet jemals eine Vorherrschaft angemaßt habe, sondern immer gleichsam in die zweite Reihe zurückgetreten sei, um in demonstrativer Bescheidenheit anderen Staaten den Vortritt zu überlassen:

Dort, in Kakanien, diesem seither untergegangenen, unverstandenen Staat, der in so vielem ohne Anerkennung vorbildlich gewesen ist, gab es auch Tempo, aber nicht zuviel Tempo. [...]. Natürlich rollten auf diesen Straßen auch Automobile; aber nicht zuviel Automobile! Man bereitete die Eroberung der Luft vor, auch hier; aber nicht zu intensiv. Man ließ hie und da ein Schiff nach Südamerika oder Ostasien fahren; aber nicht zu oft. Man hatte keinen Weltwirtschafts- und

Weltmachtelrgeiz [...].

Man entfaltet Luxus; aber beileibe nicht so überfeinert wie die Franzosen. Man trieb Sport; aber nicht so nährisch wie die Angelsachsen. Man gab Unsummen für das Heer aus; aber doch gerade nur so viel, daß man sicher die zweitschwächste der Großmächte blieb. Auch die Hauptstadt war um einiges kleiner als alle andern größten Städte der Welt, aber doch um ein Erkleckliches größer, als es bloß Großstädte sind. Und verwaltet wurde dieses Land in einer aufgeklärten, wenig fühlbaren, alle Spitzen vorsichtig beschneidenden Weise von der besten Bürokratie Europas [...]. Ja, es war, trotz vielem, was dagegen spricht, Kakanien vielleicht doch ein Land für Genies, und wahrscheinlich ist es daran auch zugrunde gegangen.

Kritische Zeitgenossen verhöhnten das komplizierte, fragile Staatsgebilde der Donaumonarchie als „definitives Provisorium auf Abruf“, dessen ohnmächtiges „Fortwursteln“ geradezu zwangsläufig in die Katastrophe führen musste: in den Ersten Weltkrieg, der den Untergang des Vielvölkerstaats besiegelte und in der österreichischen Literatur schon zur Jahrhundertwende satirisch vorausgesagt worden war: z. B. in Arthur Schnitzlers berühmter Monolognovelle *Leutnant Gustl*. Gleich zu deren Beginn stellt die Titelfigur die ominöse Frage: „Wie lange wird denn das noch dauern?“ Damit ist nur vordergründig ein feierliches, den kulturell unbedarften Offizier langweilendes Oratorium gemeint. In tieferer Bedeutung spielt die scheinbar beiläufige Frage des Leutnants auf den längst fragwürdig gewordenen Bestand der Donaumonarchie insgesamt an, deren Untergang nur noch eine Frage der Zeit war. Was jedoch Schnitzlers jungen, zum Selbstmord vermeintlich fest entschlossenen Offizier bis zuletzt fasziniert, ist einzig die leichtfertige, romantische Vision eines kollektiven, militärischen Todesmuts, den unter Beweis zu stellen ihm jedoch zu seinem Leidwesen nicht mehr vergönnt sei: „Etwas hätt' ich gern noch mitgemacht: einen Krieg – aber da hätt' ich lang' warten können“.

In dem von Schnitzlers Leutnant Gustl herbeigesehten und vierzehn Jahre später realiter ausgebrochenen Weltkrieg schlug die fortschrittsoptimistische Moderne in eine „fröhliche Apokalypse“ um, auf die Hermann Broch in seiner späten Schrift *Hofmannsthal und seine Zeit* (1948/49) den habsburgischen Operettenstaat und seine Wiener Metropole fokussierte.

Für einen anderen Wiener Satiriker wurde das zerfallende Habsburgerreich zur exemplarischen „Versuchsstation des Weltuntergangs“. Der wortgewaltigste Schriftsteller und Journalist der Wiener Moderne, Karl Kraus, stellte in seinem riesigen „Marstheater“ *Die letzten Tage der Menschheit* auf unzähligen Schauplätzen mit unzähligen Figuren, ihren unzähligen und unwahrscheinlichsten, in der historischen Realität aber tatsächlich gesprochenen Phrasen auf eine imaginäre Weltbühne.

Mit ebensolch satirischer Meisterschaft wird die Katastrophe der Moderne in Musils *Mann ohne Eigenschaften* zur monumentalen epischen Darstellung gebracht. Hier steuern alle Handlungsstränge, alle Reflexionen und alle Figurenkonstellationen auf den globalen Krieg zu. Musils Roman spielt in der habsburgischen Metropole des unmittelbaren Vorkriegsjahrs 1913, aber infolge der vier Jahrzehnte langen Entstehungszeit des Romans werden in das morbide, unwiderruflich zum Untergang verurteilte Kakanien auch schon der heraufdämmernde Nationalsozialismus und der Zweite Weltkrieg als geradewegs zwingende Folge des Ersten eingeblendet. Musil hat, wie er gegen Ende seines Lebens erklärte, den *Mann ohne Eigenschaften* von Anfang an bewusst als einen „aus der Vergangenheit entwickelten Gegenwartsroman“ angelegt, der auf eine unheilvolle Zukunft voraus weist. Schon 1920

heißt es in einer Arbeitsnotiz des Romanciers „Alles, was sich im Krieg und *nach* dem Krieg gezeigt hat, war schon vorher da [...]. Alles muß man submarin auch schon in dem Vorkriegsroman zeigen.“

\*

Eine besondere Rolle spielt bei Musil das zwischen Anziehung und Distanzierung schwankende Verhältnis Altösterreichs zu Preußen-Deutschland. Unmittelbar nach dem Ersten Weltkrieg verfasste er einen programmatischen Essay unter dem uns heute suspekt klingenden Titel *Der Anschluß an Deutschland* (1919), der den Anfang vom Ende des Habsburgerreichs um ein halbes Jahrhundert zurückdatiert:

Seit der Verdrängung aus Deutschland durch den Sieg der kleindeutschen über die großdeutsche Idee und seit dem davon heraufbeschworenen ‚Ausgleich‘ mit Ungarn im Jahre 1867 war das ehemalige Kaisertum Österreich ein biologisch unmögliches Gebilde.

Nach der Niederlage gegen Preußen in der legendären Schlacht bei Königgrätz 1866 wurde das Habsburgerreich gemäß dem „kleindeutschen“ Konzept aus dem Deutschen Reich ausgegrenzt – im Gegensatz zur „großdeutschen“ Alternative, die das Habsburgerreich einverleibt hätte.

Die politische und kulturelle Identität der Deutschösterreicher am Ende des 19. Jahrhunderts erwies sich als höchst fragiles Konstrukt. Sie schielten neidvoll auf die nordwestlichen Nachbarn, die seit jeher nicht nur durch eine gemeinsame Sprache verbunden, sondern auch seit 1870/71 in einem Nationalstaat vereinigt waren. Einen Ausweg aus diesem Dilemma verhiieß das sogenannte, von allen politischen Bewegungen Deutschösterreichs mehr oder minder mitgetragene „Linzer Programm“ von 1882, das eine Trennung der Doppelmonarchie und in der Folge den Anschluss des deutschsprachigen Österreich ans Deutsche Reich anstrebte. Obzwar sich diese Zielvorstellung vorläufig als Utopie erwies, blieb der Anschluss Österreichs an Deutschland auch nach dem Weltkrieg für einen Großteil der österreichischen Bevölkerung eine faszinierende Option. An dieser Zielvorstellung hielten auch die Sozialdemokraten noch im zweiten „Linzer Programm“ von 1926 fest, wobei sie darunter freilich den Anschluss an die deutsche Sozialdemokratie verstanden. Nach der nationalsozialistischen Machtübernahme in Deutschland wurde diese Option jedoch aus dem Parteiprogramm der SPÖ endgültig gestrichen.

In Musils *Mann ohne Eigenschaften* spielt die deutsch-österreichische Rivalität eine herausragende Rolle. Den satirischen Handlungskern des Romans bildet die ebenfalls zum geflügelten Wort avancierte „Parallelaktion“, über die Ulrich brieflich von seinem Vater in Kenntnis gesetzt wird:

In Deutschland soll im Jahre 1918, u. zw. in den Tagen um den 15. VI. herum, eine große, der Welt die Größe und Macht Deutschlands ins Gedächtnis prägende Feier des dann eingetretenen 30jährigen Regierungsjubiläums Kaiser Wilhelms II. stattfinden [...]. Nun weißt Du wohl auch, daß in dem gleichen Jahre unser verehrungswürdiger Kaiser das 70jährige Jubiläum Seiner Thronbesteigung feiert und daß dieses Datum auf den 2. Dezember fällt. Bei der Bescheidenheit, die wir Österreicher allzusehr in allen Fragen haben, die unser eigenes Vaterland betreffen, steht zu befürchten, daß wir, ich muß schon sagen, wieder einmal ein Königgrätz erleben, das heißt, daß uns die Deutschen mit ihrer auf Effekt geschulten Methodik zuvorkommen werden, so wie sie damals das Zündnadelgewehr eingeführt hatten, bevor wir an eine Überraschung dachten. Glücklicherweise wurde meine Befürchtung, die ich eben äußerte, von anderen patriotischen

Persönlichkeiten mit guten Beziehungen schon vorweggenommen, und ich kann Dir verraten, daß in Wien eine Aktion im Gange ist, um das Eintreffen dieser Befürchtung zu verhindern und das volle Gewicht eines 70jährigen, segens- und sorgenreichen Jubiläums gegenüber einem bloß 30jährigen zur Geltung zu bringen. Da der 2. XII. natürlich durch nichts vor den 15. VI. gerückt werden könnte, ist man auf den glücklichen Gedanken verfallen, das ganze Jahr 1918 zu einem Jubiläumsjahr unseres Friedenskaisers auszugestalten.

Welch einzigartige, makabre Prophetie: Der hier als „Friedenskaiser“ verehrte Franz Joseph sollte am 28. Juli 1914 die verhängnisvolle Kriegserklärung Österreich-Ungarns an Serbien unterzeichnen, die den Untergang beider Reiche, des Wilhelminischen Kaiserreichs und der Habsburgermonarchie zur Folge hatte. Kraus ließ in den *Letzten Tagen der Menschheit* die kriegsverhetzte Wiener Bevölkerung johlen und gröhlen:

Serbien muß sterbien!  
 Und a jeder Ruß – An Schuß!  
 Und a jeder Franzos? – An Stoß!  
 A jeder Britt!? – An Tritt!

Gegen diese fanatische Kriegsbegeisterung schwang sich in Musils Roman eine der vielen ironisch gezeichneten Frauenfiguren zu der pazifistischen, aber naiven und grotesken „Behauptung“ auf, das wahre Österreich sei die ganze Welt. Die Welt [erläuterte sie] werde nicht eher Beruhigung finden, als die Nationen in ihr so in höherer Einheit leben, wie die österreichischen Stämme in ihrem Vaterland. Ein Größer-Österreich, ein Weltösterreich, [...] das sei die krönende Idee, die der Parallelaktion bisher gefehlt habe.

Das literarisch bedeutsamste Urteil über das grandiose Romanwerk Robert Musils hat Elias Canetti 1985 im dritten Teil seiner Autobiographie *Das Augenspiel* abgegeben. Was Canetti an Musil so faszinierte, war dessen strenge, geradezu asketische Arbeitsdisziplin, die bedingungslose Unterwerfung seiner ganzen physischen, psychischen und kognitiven Existenz unter sein großes Lebenswerk, den *Mann ohne Eigenschaften*, ohne Rücksicht auf materielle Sicherheit oder Anerkennung durch die Zeitgenossen. Der *Mann ohne Eigenschaften* wurde für Canetti geradewegs zum Paradigma des modernen Romans, dessen Unvollendbarkeit und fragmentarische Offenheit der ambitiösen, unüberbietbare Totalität und Präzision beanspruchenden Konzeption immanent sei:

Ein Ende hätte Musil nie erreichen können, wer sich einmal der Verfeinerung dieses Präzisionsprozesses hingegeben hat, bleibt für immer in ihm befangen; wäre ihm ewig zu leben gewährt, er müßte auch ewig daran weiterschreiben. Das ist die wahre, die eigentliche Ewigkeit eines solchen Werkes, es liegt in ihrer Natur, daß sie sich auf den Leser überträgt, der sich mit keinem Schlußpunkt abfindet und immer wieder liest, was sonst zu Ende ginge.

Canetti sieht die immanente Unvollendbarkeit von Musils monumentalem Romanwerk auch in dessen thematischer Konzeption begründet, dem gigantischen Versuch, ein untergegangenes Reich durch minutiöse Nachzeichnung seiner geistigen Topographie in allen größeren und kleineren Verzweigungen – einer riesigen Landkarte vergleichbar – zurück zu gewinnen und zu verewigen: „Die Wiedererrichtung Österreichs durch einen Roman“ im Bewusstsein, dieses untergegangene Reich mit seiner eigenen Person zu repräsentieren, kein geringeres Wagnis sei Musil eingegangen.

Lässt sich diese nostalgische Utopie von Musils Kakanien, die mit der feierlichen Bestattungszeremonie Otto von Habsburgs, dem gleichsam „letzten Kaiserbegräbnis“ in der Republik Österreich, heraufbeschworen wurde, gegenwärtig und/oder zukünftig politisch aktualisieren? Erstaunlich ist jedenfalls heute die wachsende Wertschätzung für die habsburgische Staatsphilosophie gerade auch in jenen Nachfolgestaaten der Donaumonarchie, die sie am heftigsten bekämpften. Und ebenso erstaunlich ist die gewissermaßen literar- und kulturhistorische „Parallelaktion“, dass heute allenthalben die politische Wiederbelebung Mitteleuropas als Vorbild für die Europäische Union, ja für ganz Europa mit der ironisch-konstruktiven Beschwörung des habsburgischen Mythos verbunden wird – im Sinne von Robert Musils „Kakanien“, von dem selbst die ehemals habsburgfeindlichen Nationalitäten anerkennen, dass es in diesem komplizierten, multinationalen, von vielen, vor allem nichtdeutschen Zeitgenossen als „Völkerkerker“ verrufenen Staatsgebilde nicht schlechter, sondern eher besser zu leben war als in den Diktaturen des 20. Jahrhunderts.

Der Wiener Schriftsteller Robert Menasse plädierte 2012 in seinem vielbeachteten Essay *Der Europäische Landbote* für eine postnationale, supranationale, multinationale europäische Demokratie mit einer polyglotten, hochqualifizierten und aufgeklärten Verwaltung, „verwurzelt in der Kultur ihrer Herkunft, allerdings befreit von der Irrationalität einer sogenannten Identität“. Dabei berief er sich ausdrücklich auf die habsburgisch-josephinische „Bürokratie, die als multinationale in gewissem Sinn als Vorläufer der heutigen europäischen Verwaltung gelten“ könne. „Bei aller Kritik an der Habsburgermonarchie und bei allem Misstrauen gegenüber ihrer späteren Verklärung“, seien „die Meriten des Josephinismus und der habsburgischen Bürokratie bis heute, fast hundert Jahre nach dem Untergang des Vielvölkerstaats, auch noch in den ehemaligen Kronländern nachweisbar“.

Der nach dem Ersten und Zweiten Weltkrieg aus der politischen Landkarte verschwundene Begriff *Mitteleuropa* erfuhr gegen Ende des 20. Jahrhunderts durch die weltpolitische Wende infolge des Zusammenbruchs des kommunistischen Machtblocks eine bemerkenswerte Renaissance, die auch auf die Ost- und Südostweiterung der Europäischen Union ausstrahlte. In solcher Horizontverschmelzung, einer Ineinanderblendung von Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft, könnte vielleicht das kleine, 1918 „verschwiezerte“ Österreich in selbstbewusster Bescheidenheit zur Fortsetzung dieser großen mittel- und südosteuropäischen „Erzählung“ – auch unter Einbeziehung der Balkanstaaten – einen nicht unbedeutenden Beitrag leisten.

Дунай

Dunărea